



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 268.

Dienstag, 16. November

1926.

Auf dem Eulenhof.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

7.

Der Januar hatte sich als recht launischer Gesell aufgeführt. Heute tolles Flockengewirbel und morgen wieder patziges Tauwetter. Als er dann endlich mal seine Griesgramsmühe ein wenig lüftete und die blöden Augen nach der jaghaften Sonne zu blinzeln begannen, da war auf dem Bachthof einer des Quälgeistes überdrüssig geworden und hatte ein Ende gemacht mit dem Elend.

Der arme Bachthöfer hatte seinem Doktor Tag für Tag die Morphiumspitze abgezwungen, und sein Herz war doch ohnehin nicht mehr in der besten Verfassung. Da eines Nachts setzte es auf einmal aus, und der brave Dulder hatte seine Ruhe.

Am Tag vor Lichtmeß trug man ihn unter die großen Kastanienbäume auf dem Kirchhof, und der Kriegerverein sandte ihm drei Salven ins Ehrenggrab.

Noch waren aber die Chrysanthemen des schönen Vereinsfranzes nicht verwelkt, da kam auf dem Bachthof schon ein eingeschriebener Brief des Barons an, da stand, daß der Vertrag zum nächsten Vierteljahrsersten gekündigt sei. Heinrich Köster ging damit zum Eulenhöfer, um sich Rat von ihm zu holen.

„Wann der's so eilig hat, dann zeig' du ihm, daß du's noch besser kannst. Und wenn du willst, kannst du hier so lang aushelfen, bis du was anders gefunden hast. Ich hatt' mir ja sonst 'n Hilf holen müssen.“

Heinrich war gern damit einverstanden. Die Adergeräte ließ er versteigern, und die treue Minna-Tante, die froh war, auf ihre alten Tage nochmal in ihre Eifelheimat zurückkehren zu können, bekam die Möbel mit. Es zeigte sich aber, daß die letzten Jahre auf dem Bachthof mehr aufgezehrt als eingebracht hatten. Das ohnehin nicht bedeutende Vermögen, das der Bachthöfer auf der Sparfasse gehabt hatte, war bis auf dreitausend Taler zusammengeschrumpft, und davon mußten sogar noch einige Gläubiger befriedigt werden.

Eine größere Schuld stand auch noch in dem Geschäft von Ferdinand Hillers Mutter. Da waren im letzten Jahrzehnt Maschinen und Adergerätschaften gekauft, aber noch nicht vollständig bezahlt worden, weil man wegen des Preises für eine Schneidemühle nicht einig geworden war. Der Bachthöfer hatte behauptet, sie sei schon gebraucht gewesen und müsse deshalb billiger sein, während man auf der anderen Seite den Preis durchaus nicht heruntersetzen wollte.

Als Heinrich nun versuchte, bei Hillers einige der gekauften Sachen wieder anzubringen, da wurde er schon im voraus recht ungnädig an seine Verbindlichkeiten gemahnt. Weil er aber zu stolz war, daraufhin noch Geschäftigkeiten anzunehmen, so brach er seinen Verkehr mit Hillers plötzlich ab und trug einem Anwalt auf, nunmehr auch die Streitfrage wegen der Schneidemühle gerichtlich anhängig zu machen.

Er mußte sich jedoch sagen lassen, daß bereits Verjährung eingetreten sei, und das reizte ihn zu einer bitterbösen Feindschaft auch gegen den jungen Hiller, der bis dahin noch immer regen Umgang mit ihm gehabt hatte. Dieser schränkte wegen des Streites auch

seine Besuche auf dem Eulenhof immer mehr ein, weil er jeden Zusammenstoß mit dem Gereizten scheute und schon mehrmals Unfreundlichkeiten von ihm zu hören bekommen hatte.

Elise fühlte sich sehr zurückgesetzt, daß der Vater sie wegen Heinrichs bevorstehender Übersiedlung auf den Eulenhof noch nicht einmal zu fragen für nötig gehalten hatte. Jetzt war es ja zu spät, sich dagegen zu stemmen; aber sie fürchtete für Jakob, er könne hinausgedrängt werden, um so mehr, als sie in Heinrich einen rücksichtslosen Selbstling vermutete.

Tagelang war sie dem Vater gram wegen seiner Mißachtung, dann benutzte sie einmal die Gelegenheit einer guten Laune am Sonntagnachmittag, sich wenigstens wegen Jakobs Zukunft Sicherheit zu verschaffen.

„Dafür brauchst du nit zu sorgen“, sagte der Vater, „der Jakob bleibt hier, so lang ich leb. Aber was anders, das bleibt nit.“

„Was anders?“ fragte Elise angstvoll.

„Stell dich nit so, Mädchen; du weißt, was ich mein.“

„Daß wir uns schreiben, meinst du das?“

„Jawohl, und das muß 'n End haben.“

„Nein, Vater, das kann kein Ende haben, so lang wir zwei darüber eins sind.“

„Ich sag, es muß 'n End haben. Der Jakob ist hier Knecht. Und zum Freien sucht man sich 'n andern aus.“

„Mir ist er genug als Knecht.“

„Und ich sag, es gibt nix, basta!“

Ihre Ohnmacht dem aufgebrachten Vater gegenüber machte sie ganz fassungslos; sie brachte nichts anderes heraus als ein gestottertes:

„Dann — nun dann müssen wir ja sehen . . .“

„Es gibt gar nix zu sehen“, schnitt ihr der Vater das Wort ab, „wenn du dir die Nauben nit aus em Kopf jagst, dann war der Jung das letzte Jahr hier. Basta!“

Elise wußte, daß er davon nichts zurücknahm. Das war und blieb gesagt. Aber nun stand auch in ihr der Trost, und ihr erster Gedanke war, daß sie jetzt nicht mehr auf dem Eulenhof bleiben könne. Tag für Tag den ihr widrigen Nebenbuhler Jakobs im Hause und gewaltsam dem Geliebten entrisen, diese doppelte Demütigung ertrüge sie nicht.

In ihrem tiefgekränkten Mädchenstolz suchte sie eine Zuflucht bei der guten Babett. Die redete ihr Trost zu:

„Warte, mein Kind, was sich kriegen soll, das kriegt sich doch.“

Aber sie wollte daran nicht glauben und überlegte nun hin und her, wie sie dem peinlichen Gebundensein entinnen könne.

In dieser Zeit trostloser Aussichten traf ganz unvermutet ein Brief ihres Bruders ein. Aus Sidi-bel-Abbes schrieb er.

Eine plötzliche Erstarrung legte sich auf die Gemüter der Eulenhofsleute; denn man konnte sich's gar nicht denken, was da geschrieben war.

Adolf ein Fremdenlegionär.

Und einer, dem schon die Verzweiflung an der Kehle saß; denn er schrieb um Geld zur Flucht. Kaum wieder

genesen von einem Typhus, den er sich auf endlosen Wüstenmärschen zugezogen habe, wollte er sich unter keinen Umständen noch einmal all den Martern des Regionsdienstes aussetzen und werde nun das Leben daran wagen, freizukommen.

Da mußte aller Groll schweigen, und er schwieg auch. Aber für den Eulenhöfer war das Schicksal des Jungen fast eine Genugtuung, vor der die Angst um ihn nicht aufkommen konnte.

„Dann hat er sich also die Hörner abgerannt“, sagte er und ging mit deutlicher Befriedigung hinauf, um das Geld für ihn zu holen.

Elise aber taumelte durch Verwirrung und Not. Wenn die Flucht mißlänge? Wenn das Geld zu spät oder in falsche Hände käme? Wenn der Genesende einen Rückfall erlitt?

Sie hatte von furchterlichen Greueln in der Fremden- Legion gelesen, von gräßlichen Strafen der Flüchtlinge in elenden Martergruben von Menschenhändlern, die den im heißen Wüstenland Verschmachtenden überfallen und schänden. Hundert entsetzliche Gefahren und nicht helfen können!

Babett suchte sie zu beruhigen:

„So schlimm ist das alles nicht mehr. Das war früher so. Du sollst sehen, der Adolf kommt wieder. Mit Geld ist dort alles zu machen.“

Und nun mußte die Kathrin eiligst zur Post, damit nur ja keine Möglichkeit seiner Rettung versäumt werde.

„Ich hol' die Bein' auf den Budel“, sagte sie, „und wenn ich bis direkt nach Afrika rennen müßte. Um alles in der Welt, wir kriegen ihn wieder.“

8.

Im Garten hinter dem Hause blühten die Jun- rosen. Als wenn Elises Erwartung darin blühte, ging sie täglich in sinnendem Fragen an den Beeten vor- bei, noch war keine der Entblätterten nahe. Sollte er wirklich wiederkehren? Sie wollte dann nie im Leben wieder einen Wunsch haben. —

Ein weißhaariges Männchen kam mit hurtigem Trippelschritt auf den Eulenhof zu, fingerte hastig an dem Kiesel des breiten, niederen Tores und ließ dann einen ernsten, spähenden Blick an den Fenstern vorbeigleiten.

Gerade trat der Eulenhöfer aus der offenen Schürne, in der ein hochblader Wagen duftigen Wiesenheus stand, und gewährte den ungewohnten Gast.

Der Vorsteher?

Wie lange war der nicht mehr hier oben gewesen? Das letzte mal, da war der Feldzug kaum vorüber ge- wesen. Aber da hatten sie wegen der Instandhaltung des Talweges Meinungsverschiedenheiten bekommen. Der Alte hatte gefühlt, daß der Eulenhöfer es auf eine Geg- nerchaft zu den Dörflern anlegte, und war darum nicht wiedergekommen. Der Fiedler stand ihm als Gemeindevorsteher doch näher als der querköpfige Eulenhöfer, trotzdem dessen Vater ein guter Freund von ihm gewesen war.

Und jetzt ein Besuch zu so ungewöhnlicher Zeit? Am helllichten Sommernachmittag? Dazu im Sonntags- ausgehrod und die seidene Schirmmütze auf dem Silber- haar?

Und sofort durchzuckte ihn der Gedanke: da ist was mit dem Adolf passiert.

Sie hatten ja schon so lange auf weitere Nachrichten von ihm gewartet. Das Geld mußte er nach ein paar Tagen doch erhalten haben, und wenn die Flucht geglückt war, wenn er sie nicht hatte aufschieben müssen, dann wäre er schon seit zwei Wochen daheim gewesen. Aber keine Kunde war von ihm einetroffen. Sie hatten schreiben wollen; doch fürchteten sie, ihn damit vielleicht zu verraten. Und so hatte ihre bange Hoffnung schon wieder zu sinken begonnen.

Der kleine Gemeindevorsteher war den Hof herauf- getrippelt und zog nun langsam und mit verbissener Lippe einen Brief aus seiner Brusttasche hervor. Er hielt ihn ungeöffnet in der linken Hand und sagte:

„Ja, guter Eichholz, ich hatt' dir lieber was anders gebracht, das da ist recht traurig für dich, dein Jung, der Adolf.“

(Fortsetzung folgt.)

Gentleman-Schmuggler.

Von Hugo von Koller.

Wir saßen im Speisewagen des Orient-Expresszuges, der von Konstantinopel nach Paris fuhr. Türkei und Bulgarien lagen hinter uns, der Dragomanpash war passiert, wir befan- den uns auf kurbischem Gebiet. Hinter Nisch lief der Zug in dem schmalen Tal der wildschäumenden Morawa, hart am Fuß des steil abfallenden Saitchar-Gebirges.

Das Diner war serviert, und die meisten Reisenden hatten sich in den neben dem Speisewagen liegenden Rauchsalon zu- rückgezogen. Mir war ein Platz an einem Tisch zu vier Ge- decken angewiesen. Mit meinen Tischnachbarn war ich ins Gespräch gekommen, und wir blieben nach dem Essen noch bei einer Flasche Wein zusammen. Auf der anderen Seite des Wagens saßen an einem kleinen Tisch zu zwei Bededen ein Herr und eine Dame, die gleichfalls nach dem Diner im Speisewagen verblieben. Sie erregten meine Aufmerksamkeit, denn die Dame war eine noch junge, bildhübsche Frau, der Herr ein Mann im besten Alter. Beide machten einen durch- aus distinguierten Eindruck. Waren sie ein Ehepaar oder nur Reisebekanntschaft? Diese Frage blieb offen. Jedenfalls zeigte sich der Herr außerordentlich aufmerksam gegen seine Tischnachbarn. Augenscheinlich waren es wohlhabende Leute, sie tranken ihren Most et Chandon wie eine Selbstverständ- lichkeit.

Um uns den Genuß einer guten Zigarre nach dem ausse- gezeichneten Diner nicht länger vorzuenthalten, hoben wir die Tafel auf und begaben uns in den Rauchsalon. Hier fanden wir noch einzelne Herren rauchend und lesend vor. Ein noch jüngerer Mann lag nachlässig in einem Korbstuhl und beschäf- tigte sich mit — nichts. Wir setzten unsere bei Tisch begonnene Unterhaltung fort und waren bei dem auf dieser Reise so be- liebten Thema über die Zollrevisionen an den verschiedenen Grenzstationen angelangt.

An den ungarischen und österreichischen Grenzollämtern ist man besonders scharf auf Tabak, Zigarren und Zigaretten, bemerkte ein älterer Herr unseres Kreises. Und zu mir ge- wandt fuhr er fort: „Nehmen Sie sich nur in acht mit Ihren Importen.“ — „Ich weiß Bescheid“, erwiderte ich, „ich fahre nicht zum erstenmal diese Strede. Ich habe immer nur die er- laubte Quantität an Zigarren und Zigaretten bei mir.“ — „Wieviel sind das?“ mischte sich der junge Mann im Korbstuhl in die Unterhaltung. Ich fand diese Art, mich zu apostrophie- ren, unverschämte und antwortete: „Das ist nicht Ihre Sache.“ Er gab sich aber mit dieser Abfuhr nicht zufrieden und sagte dreist: „Mich interessiert das aber.“ Ich wurde einer weiteren Antwort überhoben, denn ein anderer aus unserem Kreise fuhr den dreisten Züngling mit den Worten über'n Mund: „Quatschen Sie uns nicht an.“ — Darauf verließ jener den Rauchsalon. Der vorhin erwähnte ältere Herr sagte: „Das ist wahrheitlich ein Spion der ungarischen Zollbehörde. Diese Leute werden bis an die serbisch-bulgarische Grenze den Rei- senden entgegen geschickt und müssen auf der Reise hocken und auskundschaften, ob jemand Tabakfabrikate bei sich führt, um den Zollbeamten diejenigen zu berechnen, die verdächtig er- scheinen.“

Ich schien zu solchen Verdächtigungen zu gehören. Denn kaum hielt der Zug, nach dem Passieren der Donaubrücke zwischen Belgrad und Simony (Semlin), auf dieser ungarischen Grenz- station, da war der witzbegierige junge Mann verschwunden, um sehr schnell mit einem Zollbeamten wieder in meinem Ab- teil zu erscheinen, noch bevor ich ausgestiegen war, um mein grobes Gepäck revidieren zu lassen. Dieser Herr führt Zigarren und Zigaretten bei sich, meldete der Spion, auf michweisend. Ich sagte dem Zollbeamten sehr ruhig: „Alles- dings, — meinen Reisebedarf.“ Auf dem Klappentischchen in meinem Abteil stand eine kleine Kiste mit noch dreizehn Zigarren. Meines Wissens war dreizehn die erlaubte Anzahl. Daneben stand eine Schachtel türkischer Zigaretten, auch be- reits halb geleert. Für die letzteren zeigte der Beamte kein Interesse. Dagegen nahm er die Kiste mit den Zigarren an sich und bemerkte lächelnd: „Die Zigarren müssen Sie verzollen, bitte mir zu folgen.“ — „Ich glaube, dreizehn Zigarren seien erlaubt“, wandte ich ein. „Nein“, lautete die Antwort, „nur zwölf Stück. Da Sie dreizehn Zigarren bei sich führen, müssen Sie alle dreizehn verzollen.“ — Während dieser Besprechung mit dem Zollbeamten machte der Spion sich daran, mein ganzes Abteil zu untersuchen. Er fuhr auch mit der Hand hinter die Kissen des Sitzes glücklicherweise nicht an der Stelle, an der ich noch etwa zehn Zigarren versteckt hatte. Ich weigerte mich, mein Abteil zu verlassen, bevor nicht der Spion hinausgegangen sei. Der Zollbeamte machte dann endlich dieser Komödie ein Ende; wir stiegen zusammen aus und gingen, nachdem ich das Abteil vom Schaffner hatte ver- schließen lassen, nach dem Bureau der Zollstation. Hier wurde ein langes Protokoll aufgenommen, die Zigarren wurden

„amtlich“ nochmal gezählt, gewogen und abgeschätzt. Das Protokoll war in ungarischer Sprache abgefaßt, und als es mir vorgelesen wurde, verstand ich natürlich kein Wort davon. Schließlich mußte ich einen Zoll bezahlen, der höher war als der Preis der Zigarren.

Durch diesen langwierigen Zwischenfall wurde ich derart aufgehalten, daß die Revision des Gepäcks aller Reisenden fast beendet war, als ich den Zollraum wieder betrat. Nur das elegante Paar aus dem Speisewagen war noch nicht abgefertigt. Dieses schien in vornehmer Zurückhaltung gewartet zu haben, bis „sich der Schwarm verlaufen hatte“.

Der Zollbeamte, ein noch jüngerer Mensch, wandte sich zunächst an die Dame mit der stereotypen Frage: „Haben Sie etwas Verzollbares bei sich?“ Die Dame antwortete nicht, öffnete aber bereitwillig ihren riesigen Koffer und setzte dabei die unschuldige Miene auf. „Bitte sehr“, sagte sie und klante den Deckel hoch. Wunderbar geradelt lagen da oben auf die spitzentrichenen Dessous und intimen Kleidungsstücke einer eleganten Frau. Der Beamte wagte nicht, diese zu berühren, hob nur vorsichtig den obersten Einsatz in die Höhe, um ihn aber gleich wieder an seine Stelle zu legen. „Danke sehr“, sagte er höflich und, nachdem der Koffer wieder geschlossen war, klebte er die ungarische Zollmarke auf den Deckel. Dann wandte er sich dem distinguierten Herrn zu, der inzwischen auch seinen Koffer geöffnet hatte. „Haben Sie etwas Verzollbares bei sich?“ lautete wieder die Frage. „Bitte schön, schauen's nur nach“, antwortete der Reisende in unerkennbar Wiener Dialekt. Und der Beamte schaute wirklich nach! Beim ersten Griff in die Tiefe des Koffers zog er schon eine volle Kiste mit hundert Zigarren hervor. Er machte ein so verdutztes Gesicht, als ob er ein neugeborenes Kind im Koffer gefunden hätte. „Sie führen Zigarren bei sich“, sagte er mit dem Ausdruck größten Erstaunens, „hundert Stück!“ Noch ehe der Zollbeamte die zweite Kiste hervorgezogen hatte, sagte der Herr: „Hören's auf, ich habe zehn solche Kisten im Koffer, aber kein's ganz stad und machen's den Koffer schnell wieder zu.“ „Aber nein“, wandte der Beamte ein, „Sie packen ja Zigarren und werden angehalten.“ — „Scht“, machte der andere, „nachdem Sie soeben der Dame hier neben mir zweitausend Zigarren anstandslos durchgelassen haben, werden Sie mir wohl schon auch tausend Stück durchlassen müssen.“ Nun verlor der Beamte ganz die Fassung. „Was?“ sagte er leise zu der eleganten Dame. „Sie haben wirklich zweitausend Zigarren im Koffer?“ Er wurde sich bewußt, sich einer groben Pflichtverletzung schuldig gemacht zu haben, die für ihn die schwersten Folgen haben konnte. Deshalb dämpfte er die Stimme möglichst, als er befahl: „Öffnen Sie gleich nochmal Ihren Koffer!“ — „Fällt mir ein!“ erwiderte die junge Frau. „Einen Koffer, der die ungarische Zollmarke trägt, brauche ich in Ungarn nicht mehr zu öffnen.“

In diesem Augenblick trat ein Kofferträger heran, sah nach der Zollmarke und nahm den Koffer, um ihn wieder in den Gepädwagen zu bringen. Der Beamte wagte nicht, ihn aufzuhalten.

Ich war bei Seite getreten, um nicht als etwaiger Zeuge oder sonstwie in diese peinliche Angelegenheit verwickelt zu werden. Ich hörte aber noch, wie der Herr zu dem leichenblauen Beamten sagte: „Wenn's rauskommt, fügen die Dame und ich im Kerker; aber auch Sie werden schwer bestraft und

verlieren Ihren Posten. Also?“ Dabei packte er die Kiste Zigarren wieder ein, schloß den Koffer und — der Beamte klebte die Zollmarke darauf! Ihm war augenscheinlich nicht ganz wohl, denn in großer Hast fertigte er auch meinen Koffer ab und — verschwand.

Pietät.

Das Klatschsucht und Sensationslust menschliche Eigenschaften sind, auf die sich trefflich spekulieren läßt, hat schon vor fast hundert Jahren ein Gastwirt in der Stadt Merseburg eingesehen. In einem Wochenblatt vom 19. August 1841 liest man folgende erbauende Anzeige:

„Der Unglückliche, der gestern das Zeitliche mit dem Ewigen auf eine so beispieelsvolle Weise verwechselte, war mein Bruder. Schenkt mir Euer Mitleid, Bürger Merseburgs, und spendet mir Trost durch Eure Teilnahme. Ich habe meinen Gemüsegarten mit einigen dreißig Tischen versehen, und meine Würste und mein Bier sind vortrefflich. Jedem Gast werde ich Antwort auf seine Fragen geben. Niemand weiß mehr von dem Erblakten zu erzählen, als der Bruder desselben. Mitbrüder, beehrt Euren ergebenen

Vitus Blak, Witt und Bruder des Gehängten.“

Die Ankündigung, daß keiner von einem Gehängten mehr zu erzählen weiß, als der Bruder desselben, wird diesem pietätvollen Geschäftsmann sicherlich einen regen Zuspruch gebracht haben. Walter Medauner.

Geographisches Silbenrätsel.

al — hir — burg — darm — das — dels — den — din — dort — dsun — em — en — ga — ga — gäu — ge — ge — go — he — hoe — ins — it — le — li — mar — mund — na — neu — ni — niß — now — pin — po — re — re — rei — rie — rod — ru — rup — seil — sei — sen — stadt — strow — ter — un — val — wal — wer — wich — wu — ze.

Aus vorstehenden Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Schiller-Zitat ergeben: 1. Nebenfluß der Weser. 2. Schweizer Hochtal. 3. Stadt in Dalmatien. 4. Weiskalische Stadt. 5. Stadt bei Florenz. 6. Französische Stadt. 7. Süddeutsche Landschaft. 8. Stadt in der Mark. 9. Nebenfluß des Rheins. 10. Schweizer Kanton. 11. Russische Stadt. 12. Stadt im Regierungsbezirk Hildesheim. 13. Asiatische Landschaft. 14. Englische Stadt. 15. Deutsches Gebirge. 16. Bad in Mecklenburg. 17. Stadt in Schleswig-Holstein. 18. Ostländische Hafenstadt. 19. Stadt in Hessen.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 259: Senkrech: 1. Dialog. 2. Gaur. 3. Pest. 4. Bete. 5. Kreis. 6. Gedärm. 10. Ar. 11. Herodes. 13. Stromer. 15. Peist. 16. Delbi. 17. Bison. 19. Aurin. 21. Rav. 22. Max. 25. Il. 27. Estimo. 31. Affäre. 33. Gelee. 34. Gasse. 36. Mars. 37. J-a. 38. Aulä. — Wagerrecht: 7. Indien. 8. Gerste. 9. Astarte. 11. Gut. 12. Eis. 14. Oper. 18. Star. 20. Ger. 21. Relim. 23. Rum. 24. Totalisator. 27. Eid. 28. Pblor. 29. Mia. 32. Sieg. 34. Genf. 35. Sem. 38. Mar. 39. Lazarus. 40. Majern. 41. Elster. 42. Es. 43. Ae.

Die Welt der Frau

Das Kräutlein Zufriedenheit.

Von Käthe Brunkat-Schneidermann.

Der Typ der „unverstandenen Frau“, der früher die Witzblätter und die Theaterstücke bevölkerte, weil er eine so häufige Erscheinung auch im Leben war, ist heute ziemlich selten geworden. Nicht weil es keine Frauen mehr gäbe, die nicht verstanden werden, sondern weil sie heutzutage besser wissen, was sie wollen; die Notzeit hat sie selbständiger und damit unabhängiger gemacht, und die meisten von ihnen haben einfach keine Zeit mehr, sich Betrachtungen darüber hinzugeben, ob man ihr Seelenleben versteht oder nicht. Was aber heute ebenso häufig, nein, bedeutend zahlreicher noch vertreten ist, das ist der Typ der unzufriedenen Frau. Das Kräutlein Zufriedenheit ist bei uns nahezu ebenso selten geworden wie die blaue Blume der Romantiker.

Warum sind die Frauen unzufrieden? Da sind die Familienmütter, die über die viele Last und Arbeit klagen und über die knappen Mittel, mit denen sie wirtschaften müssen. Das Wort „Ich habe auch gar nichts von meinem Leben!“ hört man sehr oft von ihnen, und es mehren sich die

Stimmen, die — allerdings nicht ganz unberechtigterweise — festes Gehalt, begrenzte Arbeitszeiten und einen Urlaub für die Hausfrau verlangen, ohne freilich bis jetzt noch das Problem lösen zu können, wie alles dies zu bewerkstelligen wäre.

Nicht weniger unzufrieden sind die unverheirateten, die berufstätigen Frauen. Sie klagen, daß sie nicht einmal wissen, wofür sie eigentlich arbeiten. — Eben nur für den Ebel, die Firma, die sie weiter nichts angeht, oder für fremde Menschen; wenn sie ihre Arbeit nicht mehr oder nicht gut genug tun können, dann sind Hunderte von Frauen schon bereit, sie zu ersetzen und niemand trauert ihnen nach. Kommen sie von der Arbeit nach Hause — ach, sie haben ja kein wirkliches Zuhause! Es ist nur die Einsamkeit, die ihrer wartet in dem unpersönlichen und schablonenhaften „möblierten Zimmer“, und wie ein drohendes Gespenst steht das Alter vor ihnen mit seiner wirtschaftlichen Not und seiner seelischen Vereinsamung.

Die Frau, die hart um ihr Dasein kämpfen muß, lehnt sich nach Reichtum oder wenigstens finanzieller Unabhängigkeit, die ihr einen beglücklichen Lebensschnitt ermöglicht. Die reiche Frau wiederum klagt, daß der Reichtum sie nicht glück-

lich mache, und sie beneidet vielleicht die weniger mit Glücksgütern gesegnete, deren Leben ausgefüllt und innerlich reicher sei. — Die mehrfache Kindermutter klagt, welche Last ihre Schar doch sei, und die kinderlose Frau wünscht sich brennend eine gefüllte Kinderstube — so ist jede fast unzufrieden mit ihrem Lose, und selten, ganz selten einmal trifft man eine Frau, deren gleichmäßiges und freundliches Wesen innere Harmonie und Zufriedenheit verrät.

Die sogenannte gute alte Zeit, die im allgemeinen doch mindestens ebenso verbesserungsbedürftig war wie die unsere, sie hat in einer Beziehung doch einen Vorzug aufzuweisen: Man war zufriedener in ihr, weil man anspruchsloser war! Anspruchslosigkeit darf nun freilich nicht gleichbedeutend sein mit Nachlässigkeit z. B. in Fragen der Gesundheitspflege, der Kultur, der Bildung — aber doch sind wir Frauen von heute in vielen Dingen zu anspruchsvoll und kompliziert. Wir haben es verlernt, uns an Kleinigkeiten zu freuen und müssen unsere Anregungen und Freuden von außen her empfangen; selten nur noch schöpfen wir sie aus dem eigenen Kreise, aus unserem Innenleben.

Im übrigen sei zugegeben, daß unser Los sehr häufig Wünsche und berechtigte Wünsche offen läßt; war man früher zufriedener, so hatte man es doch auch im groben ganzen auch besser. Den nervenaufreibenden und — ach so häufig — vergeblichen Kampf ums Dasein, wie wir ihn heute täglich ausfechten müssen, die körperlichen und seelischen Nöte, die Wohnungselend und Arbeitslosigkeit mit sich bringen, all' dies haben unsere Großmütter und Urgroßmütter noch kaum oder überhaupt nicht gekannt. Wir haben es unstreitig trotz wissenschaftlicher Fortschritte und technischer Vervollkommenung in vieler Beziehung bedeutend schwerer als sie. Aber wenn dem auch so ist, so ist es doch noch lange kein Grund zur Unzufriedenheit, die uns ja doch nichts hilft. Wohl aber hilft uns etwas anderes: Das Streben, unsere Lage zu verbessern! Schon Wilhelm von Kugelgen sagt in seinen Jugenderinnerungen eines alten Mannes: „Ein guter Trost im Unglück bleibt immer der, zu planen, wie man wieder herauskäme und dieses Wort müssen auch wir Frauen von heute zu unserm Leitwort wählen. Nicht mit „Hände-in-den-Schoß-Legen“ und Jammern kommen wir weiter, sondern durch Zuhilfenahme Vervollkommenung unserer Kenntnisse und Fähigkeiten, der Wille zu arbeiten und uns zu behaupten und die ruhige Sicherheit, die dies beides — Können und Wollen — uns gibt, das sind die Schlüssel zum Erfolge, nicht Unzufriedenheit und Klagen!

Und zuletzt noch gibt es zwei unfehlbare Mittel, um Frauen über ihre Unzufriedenheit hinwegzuhelfen: Das eine heißt, sich mit der Not anderer, namentlich der vielen verlassen und verwahrlosten Kinder zu beschäftigen. Das andere heißt Reichtum der Seele und mütterlich-weibliche Liebesfähigkeit. Es gibt immer Menschen, die an diesen unseren unvergänglichen Reichtümern teilnehmen möchten und die unser Leben bereichern und wärmen, indem wir ihnen geben. . . .

Was soll ich morgen kochen?

Einige Winke zur Zusammenstellung des Küchenszettels.

Die Frage, was soll ich morgen kochen? bereitet gar vielen Hausfrauen oft Kopfzerbrechen. Es scheint ihnen viel verlangt zu sein, Tag für Tag 365mal im Jahre sie beantworten zu müssen und niemals vor ihr Ruhe zu haben; denn kaum ist die Mahlzeit des einen Tages beendet und der Tisch abgeräumt, so muß man schon für den nächsten Tag sorgen. Dabei pflegen die Familienangehörigen, der Mann und die Kinder, wenig Verständnis für diese ihre Sorgen zu zeigen, es vielmehr selbstverständlich zu finden, daß jeden Tag ein wohlzusammengestelltes Mahl auf dem Tische erscheint, das nach Möglichkeit dem Geschmack eines jeden von ihnen entsprechen soll und selbstverständlich eine genügende Abwechslung gegenüber den Vorlagen bringt.

Während es sich nun über die Berechtigung der ersten Forderung streiten läßt, so muß die zweite auch in der Tat als richtig anerkannt werden. Es gehört zu den Aufgaben, denen eine tüchtige Hausfrau unbedingt genügen muß, daß sie die nötige Abwechslung in den Küchensettel hineinbringt; denn die Gerichte, und mögen sie an sich noch so gut und beliebt sein, müssen, wenn sie immer und immer wieder auf dem Tische erscheinen, unbedingt mit der Zeit an Reiz verlieren und es ist dann kein Wunder, wenn alle Tischgenossen bei ihrem Anblick ein unzufriedenes Gesicht machen und laut oder leise leuzen: „Ach, schon wieder dasselbe“. Man darf sich dann auch nicht wundern, wenn der Appetit nachläßt und besonders die Kinder nicht die gewohnten und eigentlich benötigten Mengen zu sich nehmen wollen.

Ist es denn aber wirklich so schwer, dieser Forderung nach Abwechslung Rechnung zu tragen? Gewiß, nicht jede Jahreszeit bietet hier die gleichen Möglichkeiten und in der Winterzeit, die jetzt wieder vor der Tür steht, liefert uns die Natur nicht so viele ihrer Gaben, da ist die Auswahl an Gemüsen und Früchten kleiner, zum großen Teil handelt es sich um aus dem Auslande eingeführte Produkte, die sich im Preise verhältnismäßig teuer stellen und deren Einkauf sich darum verbietet. Dies ist überhaupt die zweite wichtige Hemmung, die der Hausfrau bei der Gestaltung des Küchenszettels sich entgegenstellt, daß sie auf die schmalen Ausmaße ihres Geldbeutels Rücksicht zu nehmen hat und bei ihrem Einkauf sich dieses und jenes versagen muß. Aber darin liegt doch nur wieder ein reizvolles Moment der Tätigkeit der Hausfrau, aus Nichts oder doch Wenig Viel und Schönes zu machen. Darin erst kann sie ihre Meisterschaft beweisen. Es gehört Einfühlungsvermögen und Phantasie dazu. Für junge Hausfrauen, die noch wenig Erfahrung haben, ist dies freilich nicht so einfach. Aber wozu haben wir denn schließlich Kochbücher? Man sollte sich wirklich nicht scheuen, öfters zu ihnen Zuflucht zu nehmen und sich von ihnen anregen zu lassen; denn wenn man immer nur mit dem Material weiter arbeitet, das einem von der Kochschule oder von der Lehrzeit bei Müttern her zur Verfügung steht, dann ist es kein Wunder, wenn sich dieses schließlich einmal erschöpft und man in kurzen Abständen immer wieder auf Altes zurückgreifen muß. Man darf auch als Hausfrau niemals auf dem einmal erreichten Fied stehen bleiben, sondern muß leben, sein Können immer zu erweitern und zu vervollkommen. Und wenn man dann mit der Zeit zu einer vollen Beherrschung der Materie gelangt ist, dann wird man eines Tages darauf kommen, selbst zu erfinden und Neues zu erdenken und dann wird einem das Kochen und die Zusammenstellung des Speisezettels erst richtige Freude machen.

Oft kommt es freilich auch vor, daß die Hausfrauen nicht deswegen in Verlegenheit sind, was sie kochen sollen, weil sie zu wenig Rezepte kennen und beherrschen, sondern weil ihnen im entscheidenden Augenblick das Richtige entfällt. Darum ist es ganz praktisch, wenn man sich eine Zeitlang die Speisefolge der Mahlzeiten aufbewahrt. Dann kann man, wenn eine längere Zeit verstrichen ist, darauf zurückkommen.

Eine andere Schwierigkeit, die sich bei der Zusammenstellung des Küchenszettels der Hausfrau bietet und die auch schon angedeutet worden ist, liegt darin, daß die Tischgenossen meist Anspruch darauf erheben, daß ihre besonderen Wünsche dabei stets Berücksichtigung finden müssen. Nun gehört es gewiß zu den kleinen, aber nicht unbedeutenden Gefälligkeiten, die eine Frau erfüllen kann und soll, daß sie darauf achtet, welche Gerichte ihr Mann besonders gerne isst, und daß sie ihm diese auch so häufig wie möglich vorsetzt (Gar oft werden es die Gerichte sein, die er als Kind gegessen hat, daher die so oft wiederkehrende Behauptung der Männer: „So gut wie Mutter kannst du doch nicht kochen“, und daher ist es auch sehr empfehlenswert, wenn eine junge Hausfrau eine Zeitlang bei ihrer Schwiegermutter in die Lehre geht oder doch von ihr Ratsschlüsse erbittet und sich von ihr Rezepte geben läßt.) Auch den Kindern kann die Mutter hier gerne entgegenkommen. Doch darf natürlich dieses Entgegenkommen auch nicht zu sehr ausarten; denn die Kinder müssen auch daran gewöhnt werden, bei Tisch nicht herumzumäkeln und alles zu essen. Vor allem sind auch darum dem Eingehen auf die Wünsche der einzelnen Grenzen gesetzt, weil die Wünsche der Familienmitglieder oft stark auseinandergehen, und es ist eine selbstverständliche Forderung, daß man hier auch gegenseitig aufeinander Rücksicht nimmt.

Gerda W u s c h n i e w s k i.

Strümpfe aus Zinn. Wer würde denken, daß die Mode der seidenen Strümpfe und zahlreicher anderer Gegenstände aus Kunstseide einen schwerwiegenden Einfluß auf den Preis des Zinns hat? Und doch ist dies der Fall. Das Zinn wird in gelöster Form für die Herstellung von Kunstseide verwendet und findet sich daher auch in den Damenstrümpfen. Der Preis ist in den letzten 5 Jahren von 2400 Mark für die Tonne auf 6350 Mark gestiegen, und Zinn wird immer teurer werden, da sich bereits eine gewisse Knappheit bemerkbar macht, wenn nicht neue Zinnvorkommen erschlossen werden. Man benutzt dieses Metall nicht nur für die Herstellung von Strümpfen, sondern auch jeder Radioapparat enthält Zinn. Die Kochgeschäfte, die wir zinnern nennen, enthalten zwar nur einen dünnen Überzug von diesem Metall, aber pharmazeutische Apparate werden aus reinem Zinn hergestellt. Zinn findet sich im Staniolpapier und wird für die Rückseite der Solingel benutzt. So findet also das Metall sehr vielfache und immer zunehmende Verwendung, und das drückt sich in dem immer steigenden Preise aus.